



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 14. April 2019, 08.40 Uhr

Was ich noch sagen wollte  
Über die Kraft der letzten Worte  
Eine Sendung von Regula Venske

Redaktion: Jan Ehlert  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

**Zur Verfügung gestellt vom NDR**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Sprecher:

„Gut, dass man nur einmal sterben muss, es ist so langweilig“ –

Autorin:

Das sollen die letzten Worte des amerikanischen Physikers und Nobelpreisträgers Richard Feynman gewesen sein. Letzte Worte berühmter Persönlichkeiten haben seit Langem Konjunktur, und gern werden dann in den einschlägigen Feuilletons zu diesem Thema Anton Tschechow mit seinem Verlangen nach Champagner und Goethes Wunsch nach „Mehr Licht“ zitiert. In seiner Schelmenprosa „Goethe schtirbt“ unternahm Thomas Bernhard den Versuch, Goethes Worte zu entzaubern, indem er behauptete, der Sterbende habe in Wahrheit nicht „Mehr Licht“, sondern „Mehr nicht“ gesagt.<sup>i</sup> Den Wahrheitsgehalt von Goethes angeblichen Abschiedsworten hat der Hamburger Autor Cornelius Hartz in seiner Abhandlung über „55 beste letzte Worte“ auf lediglich 10 % beziffert. 100 % Wahrheitsgehalt bescheinigt er hingegen Thomas Manns profaner Bitte:

Sprecher:

„Gebt mir meine Brille!“<sup>ii</sup>

Autorin:

Ob Thomas Mann in seinem Wunsch nach Klarsicht bis zum Schluss an sein großes Vorbild Goethe dachte? Dem amerikanischen Hospizberater und Sterbebegleiter Robert Sachs zufolge machen Sterbende übrigens oft Bemerkungen über die Lichtverhältnisse.<sup>iii</sup> Goethes Wunsch nach mehr Licht, so er ihn denn geäußert hätte, wäre demnach so individuell nicht.

Anrührend die letzte Bitte der großen englischen Schriftstellerin Jane Austen, die gegen Ende ihres Lebens furchtbar gelitten haben muss und sich nichts sehnlicher wünschte als den Tod – „Nothing but death“. Geistesgegenwärtig erscheint Coco Chanel:

Sprecher:

„Sehen Sie, so stirbt man also!“

Autorin:

Karl Marx aber brachte das Dilemma des Abschieds philosophisch auf den Punkt:

Sprecher:

„Letzte Worte sind für Narren, die noch nicht genug gesagt haben.“

Autorin:

Vielleicht war es also die Hoffnung eines Narren, die den amerikanischen Autor Theodore Dreiser zu seinem letzten Ausspruch veranlasste:

Sprecher:

„Shakespeare, ich komme!“

Autorin:

Überhaupt, die Schriftsteller! Sie behalten, wohl lieber noch als alle anderen Menschen, gern das letzte Wort, sind buchstäblich nach-tragend, und manch einer ist vielleicht nur deshalb zum Dichter geworden, um die schlagfertige Antwort, um die er im Gespräch

verlegen war, wenigstens auf dem Papier zum Besten zu geben. Manche haben sich den eigenen Nachruf bereits zu Lebzeiten selbst gedichtet – das Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt brachte solche „Nachrufe zu Lebzeiten“ über Jahre in einer Kolumne heraus. Und Mark Twain empfahl, ein Mann, der etwas auf sich halte, solle seine letzten Worte beizeiten auf einen Zettel schreiben und dazu die Meinung seiner Freunde einholen. Schließlich könne man sich nicht darauf verlassen, dass einem ausgerechnet im letzten Stündlein ein brillanter Einfall käme. Genug der Bonmots.

Zu den wohl berühmtesten Letzten Worten der Weltgeschichte zählen die „Sieben letzten Worte“ Jesu am Kreuz, von denen die vier Evangelien berichten. Mit den „sieben Kreuzesworten“ sind hier natürlich keine einzelnen Wörter gemeint, sondern sieben Sätze, denen als letzte Aussagen Jesu im Christentum besondere Bedeutung beigemessen wird. Theologen, Dichter und Komponisten haben sich damit befasst. Bezeichnenderweise werden diese großen Letzten Worte eines doch nicht ganz Unbekannten der Weltgeschichte in den einschlägigen Artikeln und Büchern, die dem Thema derzeit gewidmet sind, jedoch geflissentlich ignoriert.<sup>iv</sup> Dabei enthalten die Sieben Kreuzesworte doch alles, was das Christentum ausmacht. Mit Blick auf die Transzendenz: Hoffnung auf Erlösung und die ‚Frohe Botschaft‘ selbst noch im Tod, mit Blick auf das ganz irdische Hier und Jetzt des Lebens: das Wissen um grundlegende menschliche Themen wie Angst, Einsamkeit, Not und Pein, Trauer und Schuld und die Sehnsucht nach deren Überwindung. Mit Goethes Wunsch nach „Mehr Licht“ haben die Letzten Worte Jesu gemeinsam, dass diejenigen, die sie überlieferten, nicht selbst als Augenzeugen zugegen waren, als der, über den sie berichten, verschied. Angehörigen, so wird argumentiert, wurde kein Zugang zu einer Kreuzigung gewährt; eine Überlieferung letzter Worte sei somit unmöglich gewesen. Der Glaube indes fragt nicht nach prozentualer Wahrscheinlichkeit, sondern nach dem Gehalt der Aussage.

Sprecher:

"Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!"

Autorin:

Dieser Satz aus dem Lukasevangelium, der traditionell als erster zitiert wird, wenn man die Sieben Kreuzesworte in eine Chronologie bringen will, beeindruckt mich ganz besonders. Wir Normalsterblichen müssen uns angesichts des Todes doch eher Sorgen machen, dass andere uns verzeihen. Sich selbst im eigenen Martyrium noch für die zu verwenden, die einen malträtieren, dazu gehört schon eine besondere Größe, die nicht jeder hat und die das Leben glücklicherweise auch nicht jedem von uns abverlangt. Man könnte sie sich aber zu Lebzeiten zum Vorbild nehmen, wie es etwa der chinesische Dissident und spätere Friedensnobelpreisträger Liu Xiaobo tat. In seinen früheren Ahnherren, Mahatma Ghandi und Martin Luther King – später sollte noch Vaclav Havel hinzukommen –, wollte er nur „historische Wiedergeburten“ des größeren moralischen Vorbildes erkennen, das Jesus für ihn darstellte. In seiner letzten Stellungnahme vor seiner Verurteilung im Jahr 2008 erklärte Liu Xiaobo gegenüber der chinesischen Staatsmacht, die ihn erneut als ihren Feind auf die Anklagebank gezerrt und seiner Freiheit beraubt hatte:

Sprecher:

„Ich habe keine Feinde, ich kenne keinen Hass.“<sup>v</sup>

Autorin:

Welch eine Haltung! Wer je darum gerungen hat, einem Mitmenschen eine große Kränkung oder einen Vertrauensbruch zu verzeihen, weiß, wie schwer es sein kann, allein diesen Satz, „wie auch wir vergeben unsern Schuldigern ...“ aus dem Vaterunser auszusprechen. Und nun gar „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“?! Kein Geringerer als der Schriftsteller Erich Kästner, durch die Nationalsozialisten mit Publikationsverbot belegt und in die sogenannte Innere Emigration gezwungen, hat in seinem während des Zweiten Weltkriegs heimlich geführten Tagebuch mit diesen Worten gehadert:

Sprecher:

„Hosianna‘ und ‚Kreuzige!‘ Diese beiden einzigen Vokabeln der Menge, die sie seit Jahrtausenden abwechselnd herunterplärrt, sind ekelhaft.“<sup>vi</sup>

Autorin:

So notierte er am 21. Januar 1941 in sein geheimes „Blaues Buch“. Und weiter:

Sprecher:

„Unpolitische Idealisten, wie ich einer war, erleben wohl immer das gleiche: Eines Tages verachten sie die Menge. Aber doch eben nur, weil sie die Menge vorher überschätzten. Und trotzdem: Sie schließlich zu verachten, erscheint mir immer noch als eine erträglichere Lösung, als etwa den Satz zu sprechen: ‚Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.‘

Daß sie es nicht wissen, daß sie es noch immer nicht wissen, ist unverzeihlich! Man schämt sich im Namen aller vor der Geschichte.“

Autorin:

Kästners Scham ehrt ihn. Sie mag sich aus der Tatsache mit gespeist haben, dass er, bei aller innerlichen Distanz, auf eine komplizierte Weise doch auch zur Menge gehörte. Im Mai 1933 beobachtete er, in der Menge stehend, wie seine eigenen Bücher verbrannt wurden. In den darauffolgenden Jahren schrieb und veröffentlichte er unter Pseudonym – und zwar durchaus erfolgreich. Er war nicht der Dissident, der – wie Liu Xiaobo es über Jesus schreibt – an seinem gewaltlosen passiven Widerstand festhält, der sein Kreuz auf sich nimmt und ruhig ‚Nein‘ sagt.<sup>vii</sup> So sind die Gefühle, die Kästner im Tagebuch festhält, Enttäuschung, Verachtung und Scham, notgedrungen der Unfreiheit geschuldet. Welche Freiheit hingegen, als „letztes Wort“ vor Gericht zu erklären, keine Feinde zu haben und keinen Hass zu kennen! Welche Freiheit liegt in diesem Satz, „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“!

Von großer innerer Freiheit sprechen auch die nächsten Kreuzesworte:

Sprecher:

„Amen, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.“

Autorin:

Bei Lukas zu finden. Und, bei Johannes:

Sprecher:

„Frau, siehe, dein Sohn!“

Autorin:

und:

Sprecher:

„Siehe, deine Mutter!“

Autorin:

Fürsorglichkeit für den Fremden, der zufällig mit ihm leidet, jenen Schwächer, der seine Sünden bereut und dessen Schuld und Qualen Jesus eine große Hoffnung entgegenstellt. Fürsorglichkeit aber auch für die Nahestehenden und Anverwandten, die Mutter und den Freund, die sich nun füreinander verantwortlich fühlen und füreinander da sein sollen. Und es ist mehr noch als Fürsorglichkeit. Diese Worte sprechen von dem, was der amerikanische Psychiater Irvin D. Yalom „The Power of Connection“ nannte, menschliche Verbundenheit, *Connectedness*. Es ist dies vielleicht unsere größte Waffe gegen die Todesangst und den von tiefer existentieller Einsamkeit bestimmten „Terror des Todes“<sup>viii</sup>. Und so sprechen die Sieben Kreuzesworte Jesu eben nicht nur von übermenschlicher Größe und heroischer Selbstaufgabe. Markus und Matthäus wissen von der doppelten Einsamkeit<sup>ix</sup> des Sterbenden zu berichten, dem nicht nur die Mitmenschen nicht folgen können, sondern dem auch die Welt – sogar Gott! – abhandenkommt:

Sprecher:

„Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“

Autorin:

Insofern als dieser Satz den 22. Psalm zitiert und somit in einem größeren Kontext steht, vermögen gläubige Christen allerdings selbst darin noch etwas Tröstliches zu erkennen. Denn der 22. Psalm spricht sowohl vom Leiden als auch von der Herrlichkeit des Gerechten, auf ihn folgt der 23. Psalm vom guten Hirten, er ist eingebettet in eine lange Tradition. Johannes zeigt sodann die ganz irdische Seite der Agonie:

Sprecher:

„Mich dürstet.“

Autorin:

Es verwundert nicht, dass die Sieben Letzten Worte Jesu in der palliativen Versorgung und Sterbebegleitung als eine Art Programm des guten Sterbens verstanden werden, wobei das letzte Abendmahl, der Abschied von den Freunden, sowie die im Garten Gethsemane im Gebet geäußerte sehr menschliche Bitte, der Kelch möge doch an einem vorübergehen, natürlich auch dazu gehören. Welch ein Weg bis hin zu jenem Letzten Wort, das schließlich bei Johannes zu finden ist:

Sprecher:

„Es ist vollbracht.“

Autorin:

Welche Interpretationsmöglichkeiten eröffnet allein dieser Satz. Im Sinne der christlichen Heilsbotschaft spricht er von der Erlösung durch den Opfertod des Gottessohnes. Er kann aber auch ganz irdisch verstanden werden: Ein Leben hat sich vollendet, und so, wie jedes Leben mit dem Tod enden muss, gehört zur Vollendung, das schließliche Einverstanden-sein mit dem Tod:

Sprecher:

„Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist.“

Autorin:

Hier, bei Lukas, ist die Trennung, die Einsamkeit im Gefühl des Verlassenseins, überwunden. Nicht von ungefähr enthält die englische Bezeichnung für das Sühneopfer Christi, *atonement*, schon im Wort den Gedanken des Eins-Seins, des *At-one*-Seins. Aber auch ohne den christlichen Bezug bleibt diese im Wort ein-geschriebene Wahrheit bestehen. So weist zum Beispiel auch Robert Sachs, der in einem jüdischen Elternhaus aufwuchs und selbst stark vom tibetischen Buddhismus geprägt ist, darauf hin, dass „Für seine Sünden Buße zu tun (atonement for one´s sins)“ in Wahrheit bedeute, „sich von der Illusion der Trennung von Gott zu befreien, eben ‚Eins zu werden‘“.<sup>x</sup>

Die Sieben Letzten Worte Jesu, vom „Vater, vergib ihnen“ über „Mich dürstet“ bis hin zu „in deine Hände befehle ich meinen Geist“, schließen nicht ab, sondern öffnen eine Tür ins Leben. Je nach persönlicher Situation und Befindlichkeit wird uns mal das eine, mal das andere zum Nachdenken anregen oder auch unseren Widerspruch herausfordern, wie Erich Kästners Tagebucheintrag ja zeigt. Welches dieser Letzten Worte spricht uns persönlich an, und warum? Welches würden wir gern zu dem unsrigen machen, welches erinnert uns an eine Sehnsucht, eine Angst oder eine Hoffnung in unserem Leben? Wem wollen wir vergeben, wer ist unserer Fürsorge anvertraut, wonach dürstet uns? Und wie gestalten wir unsere Abschiede?

Situationen für „Letzte Worte“ gibt es ja auch im Leben wahrlich genug.

Ob nun eine Politikerin ihr Amt an den Nagel hängt, ob ein Professor bei seiner Abschiedsvorlesung ein letztes Mal *ex cathedra* spricht, ob sich einer, dem es an Sprache gebricht, ohne Erklärung aus dem Staub macht oder ob sich die moderne Frau kurz und bündig auf Twitter vom Partner trennt – wie oft feilen wir bereits zu Lebzeiten an letzten Worten. Zunehmend ist auch zu beobachten, dass nicht die Hinterbliebenen die Traueranzeige formulieren und zu Beerdigung und Trauerfeier einladen, sondern die Verstorbenen selbst sind es, die ihre Anzeige zu Lebzeiten vorbereiten. Die eine resümiert noch einmal, was ihr persönlich im Leben wichtig war, und erbittet, nach ihrem Tod für einen von ihr bestimmten guten Zweck zu spenden. Der andere behauptet sein Ich bis zum Schluss und darüber hinaus:

Sprecher:

„Ich ... habe gelebt von ... bis ... und hinterlasse nun euch, meine Söhne ... meine Enkel ... meine Urenkel ... und meine Freunde ...“

Autorin:

Manche dieser Anzeigen, so gewinnt man den Eindruck, sprechen noch über den Tod hinaus von der Angst, nun die Kontrolle zu verlieren, loslassen zu müssen und letztlich eben nicht das letzte Wort zu behalten. Sicher, es mag auch Fürsorglichkeit dahinter-

stecken. Jemand möchte seinen Lieben noch einmal seine Liebe in Erinnerung rufen und nimmt ihnen die Arbeit ab. Manchmal aber scheint eher mangelndes Vertrauen aus diesen Anzeigen zu sprechen. Den Kindern, Enkeln, Freunden wird das öffentliche Wort jedenfalls abgeschnitten. Vorsicht ist also geboten:

Sprecher:

Wer dauernd Endgültiges zu sagen bemüht ist, der kommt über Plattitüden nicht hinaus.

Autorin:

Ein ziemlich apodiktisches Statement des Literaturnobelpreisträgers Günter Grass. Von leicht melancholisch-skeptischer Ironie hingegen zeugt ein Gedicht des inzwischen 90-jährigen Günter Kunert:

Sprecher:

Der alte Mann überlegt: Es ist an der Zeit

Für ein letztes Wort,  
schriftlicher Nachlaß.

Vielleicht: „Jeder hat die Welt  
Geliebt ...“ Zu verlogen.

„Mehr Licht!“ So was verwerten  
Nur die Stromerzeuger. „Ich kam, sah  
Und siegte nicht!“ Zu cäsarisch.

Persönlicher sollte es sein:

[...]

Dem alten Mann fällt nichts ein.  
Wozu überhaupt ein letztes Wort,  
wo schon die vorhergehenden  
keiner vernahm.<sup>„xi</sup>

Autorin:

Nun, Kommunikation geht von der Hoffnung aus, dass da ein Gegenüber sei, das die Signale auffängt, das zuhören kann und versteht. Warum aber fragt eigentlich niemand nach gelingenden Ersten Worten?

Sprecher:

„Der erste Gruß ist viele tausend wert.“

Autorin:

Das wusste schon Goethe<sup>xii</sup> - Grund genug, gelegentlich auch darüber nachzudenken. Mit welchen Worten hätte Theodore Dreiser seinen Shakespeare im Jenseits wohl begrüßen, was ihm unbedingt mitteilen wollen?

„Einmal Jenseits und zurück“, so hieß vor einigen Jahren ein Ausstellungsprojekt der Ev.-luth. Kirchengemeinde Winterhude-Uhlenhorst in Hamburg. Auch ich wurde gebeten, einen Koffer fürs Jenseits zu packen. Was wäre mir so wichtig, dass ich es unbedingt würde mitnehmen wollen auf die letzte große Reise? Ein katholischer Pfarrer entschied sich für das Messgewand, das er bei seiner Amtseinführung getragen hatte und in dem er schließlich vor Gott treten wollte. Eine Frau mochte nicht auf ihr Strickzeug verzichten, gleich zwei Zeitgenossen aber packten jeweils eine Flasche Rotwein ein, als

„Gastgeschenk“ der eine und der andere, um sich beim Warten am Styx, bis der Fährmann käme, die Zeit zu vertreiben. Ich legte nur, symbolisch, eine leere CD-Hülle zu Johann Sebastian Bachs Weihnachtsoratorium in meinen Koffer.

Wenn ich zu Gott eingehe, zum Allumfassenden, oder ins große Nichts und Nimmermehr, so dachte ich, komme ich mit leeren Händen. Ich werde dann nichts mehr brauchen. Ich bringe nichts als mein Herz.

Es hat mir in meinem Leben gute Dienste geleistet.

Gern hat es und innig geliebt.

Es ging aus und suchte und fand mir Freude.

Es war klug und ließ sich von meinem Verstand nicht beirren.

Und (meistens) habe ich auf seinen Ratschlag gehört.

Es hat mich nie falsch beraten.

Bittere Zeiten gab es, da hab ich es mir bei lebendigem Leib aus der Brust reißen müssen; die dabei waren und mit mir fühlten, wissen, wovon ich spreche. Doch selbst als es blutig zerfetzt im Mülleimer lag, hörte ich noch den Nachhall seiner Stimme in mir.

„Ich bleibe heiter in der Liebe.“

Und so geschah es dann auch.

Einigen Menschen bin ich etwas schuldig geblieben. Das mögen mir Gott und die, die es angeht, verzeihen.

Doch auch diese Worte, all meine Gefühle, Liebe und Schmerz werden sich ins Nichts auflösen. Vielleicht in Musik? Wär schön, die Engel singen zu hören. Worte aber, ob erste oder letzte, sind bei Gott oder im Großen Nimmermehr – und das kann durchaus eine tröstliche Vorstellung sein – nur mehr Schall und Rauch.

\* \* \*

Zur Autorin:

Regula Venske, Schriftstellerin und Literaturwissenschaftlerin, seit April 2017 Präsidentin des deutschen PEN

<sup>i</sup> Zit. n. Gerhard Zeillinger, „Weitermachen!“ Dichter und Dichterinnen und ihre letzten Worte, der Standard.at, 1. November 2017

<sup>ii</sup> Vgl. hier und im Folgenden Cornelius Hartz: Sehen Sie, so stirbt man also! 55 beste letzte Worte, Philipp von Zabern Verlag, Darmstadt/Mainz 2012, hier p. 112

<sup>iii</sup> Robert Sachs, Das Leben vollenden. Wie wir Sterbenden helfen, wie wir uns auf den eigenen Tod vorbereiten können. Aus dem Amerikanischen von Katrin Ehmke, Zweitausendeins, Frankfurt/Main 1999, p. 174

<sup>iv</sup> Vgl. z. B. auch Alfred Sobel, Sterbenswörtchen. Was „letzte Worte“ aussagen können, NDR Kultur, 26. November 2017, 08.40 Uhr

<sup>v</sup> Zit. n. Josef Haslinger, „Die Verantwortung des Überlebenden. Über Liu Xiaobo“, in: „Hinauf in das winzige Zelt von Blau. Writers in Prison, Writers at Risk“, hrsg. v. Sascha Feuchert, Hans Thill und Regula Venske, horen Nr. 261, Wallstein Verlag, Göttingen 2016, pp. 106-115, hier p.113 u. 110

<sup>vi</sup> Erich Kästner: Das Blaue Buch. Das Blaue Buch: Geheimes Kriegstagebuch 1941 – 1945, hrsg. v. Sven Hanuschek u.a., Atrium Verlag 2018; hier und im ff. zit. nach MDR Kultur, Lesung 11.02.2019 um 9.05 h, vgl.

[https://www.mdr.de/mediathek/radio/mdr-kultur/mediathek-suche--100\\_zc-db0411b9\\_zs-7c4f67b5.html?q=k%C3%A4stner+blau+buch](https://www.mdr.de/mediathek/radio/mdr-kultur/mediathek-suche--100_zc-db0411b9_zs-7c4f67b5.html?q=k%C3%A4stner+blau+buch)

<sup>vii</sup> Haslinger a.a.O., p. 113

<sup>viii</sup> Irvin D. Yalom, „staring at the sun. overcoming the terror of death, Jossey-Bass, San Francisco 2008

<sup>ix</sup> Vgl. ebd., p. 119ff

<sup>x</sup> Sachs a.a.O., p. 176

<sup>xi</sup> Günter Kunert, Der Alte Mann spricht mit seiner Seele, Wallstein, Göttingen 2006, p. 91

<sup>xii</sup> Westöstlicher Divan